

Karen Raney
Vielleicht auf einem anderen Stern

KAREN RANEY

**VIELLEICHT
AUF EINEM
ANDEREN STERN**

ROMAN

Aus dem Englischen
von Andrea Brandl

DIANA

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2019 by Karen Raney
Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
All the Water in the World bei Scribner, New York
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
© 2020 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Antje Nissen
Umschlaggestaltung: Nastassja Abel, Geviert GbR,
Grafik & Typografie, München
Umschlagmotiv: © Guille Faingold/Stocksy United
Autorenfoto: © Simon Weller
Herstellung: Helga Schörnig
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-453-36051-8

www.diana-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

TEIL I

EVE

1

Akustisch gesehen ist ein See gewissermaßen ein schwarzes Loch: Im Gegensatz zum Meer erzeugt er keinerlei Eigengeräusche, stattdessen spinnen Wind, Boote, Vogelgezwitscher und Kinderstimmen eine Art Lautkranz um das Wasser, was die Stille noch intensiver erscheinen lässt. Gelegentlich durchbrechen eine Schildkröte oder ein Fisch die Wasseroberfläche, wobei der Eindruck entsteht, als steige ein Geräusch aus den Tiefen empor. Maddy, die geborene Philosophin, würde wissen wollen, ob es *tatsächlich* ein Geräusch ist, oder ob dieses Auftauchen lediglich die Suggestion davon heraufbeschwört. Ich erwähne Maddy, weil sich die Gedankenwelt automatisch zweiteilt, sobald man ein Kind hat. Nichts, was ich denke oder tue, gehört noch länger mir alleine. Diese Wahrheit gilt heute mehr denn je.

Jeden Morgen gehe ich mit einem Becher Kaffee auf den Steg hinaus. Robin begleitet mich nie. Er hat das alles schon x-mal gehört, außerdem ist er mit dem neuen Zimmer unterm Dach beschäftigt – es ist so neu, dass auf den Fenstern noch die Schutzfolien kleben und der Boden aus Spanplatten besteht. Statt über eine Treppe gelangt man lediglich über die ausziehbare Leiter hinauf und muss sich durch die Luke zwängen. Es riecht nach Holz und Leim, außerdem herrschen wegen der Kiefern ringsum völlig andere Lichtverhältnisse als im restlichen Haus. Wenn es eines Tages fertig ist, wird man sich dort oben wie in einem Baumhaus fühlen. Geplant ist,

dass es teils als Spiel-, teils als Arbeitszimmer dienen soll. Dass es erst jetzt entsteht, verleiht dem Projekt eine unwirkliche Note, und ich kann mich nicht durchringen, echtes Interesse dafür aufzubringen.

Der Schlaf und auch der Mangel daran beschwört so einiges in mir herauf, ein gesunder Appetit zählt allerdings nicht dazu. An dem Tag, als ich Norma kennenlernte, kam ich nach unten und verputzte jedoch erst einmal drei Scheiben Toast. Ich wartete nur darauf, dass Robin aufstand und mir applaudierte, doch er lächelte nur und meinte: »Ab mit dir.« Was ich auch tat. Ich ging über die unebenen Platten, zwischen deren Ritzen das Unkraut spross, wobei ich meinen Becher dem Rhythmus meiner Schritte anpasste, damit der Kaffee nicht über den Rand schwappte, wie ich es von Robin gelernt hatte.

Der Steg war T-förmig angelegt. Er bestand aus verwitterten, auf Styroporplatten ruhenden Holzbohlen und wackelte ziemlich heftig, was mir die Instabilität und die Unnachgiebigkeit des Wassers gleichermaßen vor Augen führte. Am Ende standen zwei grün gestrichene Adirondack-Holzstühle und ein niedriges Tischchen, auf dem ich meinen Becher abstellte, um den Tau von den Stühlen zu wischen, deren Lack von der Sonne bereits abblätterte und Blasen warf. Eigentlich müssten sie dringend frisch gestrichen werden, aber mir war klar, was ich zu hören bekäme, wenn ich das Thema anschnitten würde. »Hey, Eve, das ist doch eine wunderbare Aufgabe für dich«, würde Robin mit seiner typisch fröhlich-lauten Stimme sagen. Aber ich brauchte keine Aufgaben, wie Stühle streichen oder Kleiderschränke ausmisten. Wann immer ich hier bin, will ich am See sein, ohne irgendwelche Ablenkungen oder Arbeitsaufträge. Ich wusste, dass Robin früher oder später nach mir rufen würde, aber solange ich ihm zuwinkte, würde er mich nicht stören.

An manchen Tagen liegt der Dunst wie ein weißer Deckel auf dem Wasser, der sich nach einer Weile hebt und den Blick auf den reglos daliegenden See freigibt. Manchmal sind See und Himmel auch zu einer dunstigen Einheit verschmolzen, oder ich sehe die konzentrischen Kreise der Regentropfen auf der Wasseroberfläche, noch bevor ich sie auf der Haut spüren kann. An diesem Tag hatte sich der morgendliche Dunst bereits aufgelöst, die Umrisse waren klar und scharf, die Farben beinahe von schier unerträglicher Intensität: Gold, sattes Grün und nahezu alle Blauschattierungen.

Ich stand vor dem See, nahm ganz bewusst die Brise auf meinen nackten Armen und meinem Gesicht wahr, um herauszufinden, ob sich die Topografie meiner Haut über Nacht wiedererschaffen hatte, ob ich klammheimlich wieder ich selbst geworden war – ein Zustand, den ich mir wünsche und auch wieder nicht. Im Großen und Ganzen fühlte ich mich genauso wie gestern. Einen Moment lang erlaubte ich mir die Illusion, nicht im Hier und Jetzt zu sein, sondern auf einer Bühne zu stehen, während der Vorhang hinter mir zufiel. Ich breitete die Arme aus, machte ein paar ausschweifende Gesten, schnitt eine Grimasse, formte lautlos Worte wie eine Diva, gab mich dem Vergnügen eines lautlosen Schreis hin, genoss es, nicht länger eine magere, auf einem Planeten gefangene Dreiundvierzigjährige zu sein, sondern ein Geschöpf mit Krallen und Klauen, Federn und Schuppen, das lediglich seinen Instinkten folgt, ohne intellektuell zu verstehen, was vor sich geht.

Als ich fertig war, wischte ich noch einmal den Stuhl ab, obwohl er längst trocken war, setzte mich und griff nach meinem Becher. Die beiden Kieferreihen mit den wie aufgespießt aussehenden Wolken darüber spiegelten sich perfekt in der Wasseroberfläche. Die Bäume am Ufer ragten stolz in die Höhe,

und ihre Reflektion auf dem Wasser erstreckte sich ebenso überzeugend wie ihre realen Pendants. Einen Moment lang gab ich mich der Illusion hin, an diese zweite Realität zu glauben, wohl wissend, dass sie sich über kurz oder lang verraten würde, ganz egal, wie windstill es war. Da! Ich registrierte das leichte Zittern der Bäume. Die zweite Welt löste sich auf, und ich blickte auf das Bild, das wie ein Teppich auf dem See ausgebreitet lag.

Etwas zupfte an dem Teppich am gegenüberliegenden Ufer. Ich kniff die Augen zusammen: ein Kajak, das zügig in meine Richtung kam. Obwohl genug Zeit gewesen wäre, ins Haus zurückzukehren, blieb ich sitzen. Das mussten die Neuen sein, die das Haus auf der anderen Seite renovierten. Die Arbeiten hatten für zahlreiche Diskussionen gesorgt: Es steht so dicht und so exponiert am Ufer, dass es unserer Ansicht nach gegen die Verordnung der Seeanrainerversammlung verstößt. Einige Bäume wurden gefällt, damit die Leute einen besseren Blick aufs Wasser haben – und uns einen ungehinderten Blick auf ein leuchtend gelbes Haus aufzwingen, auf den wir alles andere als versessen sind ... es sieht wie eine Narbe aus, die sich sogar auf dem See spiegelt. Auch Maddy findet, dass Gelb als Anstrich für ein Haus unnatürlich und aufdringlich ist. *Aufdringlich* mag nicht ihre Wortwahl sein, aber das trifft es am besten. Tatsache ist, dass unmittelbar am Ufer gebaute Häuser in Braun- oder Grautönen gehalten sein sollen. Tatsache ist auch, dass es verboten ist, Bäume am Ufer zu fällen. Die Welt braucht so viele Bäume, wie sie nur kriegen kann. Wäre ich noch aktives Mitglied in der Seeanrainerversammlung, würde ich all diese Argumente vorbringen. Der Tawasentha Lake ist der höchstgelegene Natursee östlich der Rockies und seit jeher (und auch in Zukunft) eine rustikale Gegend mit Häusern im Hüttenstil, ganz egal, wie groß diese Behausungen inzwischen

auch sein mögen. Keine Motorboote. Keine Geländewagen. Und niemand hier vermietet sein Anwesen an Fremde.

Das – logischerweise knallgelbe – Kajak hatte die spiegelglatte Oberfläche jäh durchbrochen und zog sie nun in Einzelteilen hinter sich her, als es sich dem Steg näherte. In dem Kajak saß eine Frau in meinem Alter, deren Haar zu etwas zurückfrisiert war, das wie ein rötliches Garnknäuel aussah, und deren Arme und Gesicht von Sommersprossen bedeckt waren, die die Sonne zwar hatte leicht verschwimmen, aber nicht zu einer flächendeckenden Sonnenbräune hatte verschmelzen lassen. Das Wasser tropfte von den quer über ihren Knien liegenden Paddeln. In dieser Höhe ist der Sommer selbst im August nicht garantiert, und morgens herrschen meist frische Temperaturen, was einer der Gründe war, weshalb ich das ganze Jahr über Jeans und Flanellhemden trug, wenn ich hier war. Da sie neu in der Gegend war, dachte sie vielleicht, Shorts und ein T-Shirt würden genügen. Vielleicht gehörte sie aber auch zu jenen, die stets Optimismus verbreiten und ihn meist auch bestätigt bekommen. Jedenfalls sah sie ganz anders aus, als ich mir die neue Besitzerin des Hauses vorgestellt hatte. Ich thronte über ihr auf dem Steg und wartete darauf, dass sie mich begrüßte.

»Ist alles in Ordnung? Sie haben gewinkt, deshalb dachte ich, Sie brauchen vielleicht Hilfe.«

»Ach, das.« Ich wurde rot. Es ärgerte und rührte mich zugleich, mit welcher Beiläufigkeit sie das Wort »Hilfe« in den Mund nahm. »Ich habe nur ein bisschen Yoga gemacht.«

Es hatte nicht den Anschein, als würde mir die fremde Frau auch nur eine Sekunde lang glauben. Ihr Lächeln und das Leuchten ihrer blauen Augen waren eine Spur zu strahlend für den Anlass. »Bitte entschuldigen Sie, wenn ich Sie belästigt haben sollte. Ich wollte mich nur mal ein bisschen umsehen. Ich

bin Norma. Wir sind die neuen Nachbarn.« Das Wasser spritzte, als sie das Paddel anhub und damit in Richtung des Hauses zeigte. »Wir renovieren ein bisschen, bevor wir einziehen, aber das haben Sie bestimmt mitbekommen.«

»Allerdings.«

Wieder lächelte sie. »War auch nicht zu übersehen.«

Als ich schwieg, hob sie neuerlich das Paddel, als wollte sie zurückrudern. Zu meiner Verblüffung hörte ich mich, wie ich sie, die Besitzerin der knallgelben Narbe, die Zerstörerin der perfekten Spiegelung, Trägerin weißer Shorts, einlud, mir doch auf dem Steg Gesellschaft zu leisten.

Es gibt keine damenhafte Möglichkeit, aus einem Kajak zu steigen, und gemessen daran, wie heftig sie das Boot zum Schwanken brachte und wie umständlich sie es mit einem Achterknoten festmachte, konnte sie nicht sonderlich viel Erfahrung haben. Gleichzeitig hatte die Unbefangenheit, mit der sie zu Werke ging, etwas Berührendes. Schließlich wischte sie sich die Hände an ihren Shorts ab, setzte sich neben mich und musterte mich mit zurückhaltender Neugier. Die beiden Stühle standen zu dicht beisammen, doch es war zu spät, um wegzurücken. Ebenso wenig konnte ich meinen Kaffee vor ihrer Nase austrinken oder mich ungeniert dem Vergnügen hingeben, die Wärme des Bechers zwischen meinen Handflächen zu spüren. Es gab nichts anderes zu tun, als gemeinsam auf den See hinauszublicken.

Ein bisschen Geplänkel war in Ordnung. Am besten brachte ich es zügig hinter mich.

»Haben Sie Familie?«

»Ja. Drei Kinder. Luke ist acht, Ben sechs.« Norma grinste.

»Und Tanner zweiundvierzig.«

»Von der Sorte habe ich auch einen.« Ich nickte in Richtung Haus, obwohl Robin mit seinem chaotischen Vorleben und

seinen gelegentlichen Anflügen von Verslossenheit definitiv ein erwachsener Mann war. »Gerade ist er in seinem Spielzimmer. Und eine Sechzehnjährige.« Eine Libelle balancierte auf der Armlehne meines Stuhls. Ich beugte mich vor, um ihre hauchzarten Flügel und die hervorstehenden Augen zu betrachten. Ich weiß alles über Libellen, die mit ihrer irisierenden Gewichtslosigkeit und ihrer Art, ohne Vorwarnung einfach zu landen oder abzuheben, eine echte Inspiration sind. »Es war also eine Menge Arbeit an Ihrem Haus nötig, ja?«, sagte ich und richtete mich wieder auf.

»Entkernen, aushöhlen, alles neu, von den Grundmauern auf. Sagt zumindest Tanner. Er ist Architekt. Mir gefiel es eigentlich, wie es davor war.«

»Soweit ich weiß, haben die Gibsons seit den Siebzigern keinen Handstreich mehr an dem Haus gemacht. Es war praktisch schon mit dem Wald verwachsen.«

»Rustikaler Charme, nennt man das, glaube ich«, erwiderte Norma, der meine Anspielung augenscheinlich entging.

»Natürlich haben sie nie Hand an die Bäume am Ufer gelegt ...« Ich hielt inne, ließ meine Worte wirken. »Mit einem Architekten verheiratet zu sein, wenn man ein Haus renovieren will, kann Fluch und Segen zugleich sein, nehme ich an.«

Sie lachte auf. »Das können Sie laut sagen.«

Ich sah zu Normas Haus hinüber, dieser quietschgelben Scharte, die mitten durch den Wald schnitt. »Sie haben eine ziemlich ungewöhnliche Farbe für den Anstrich ausgesucht.«

Sie deutete auf das Kajak. »Ich habe eine Schwäche für Gelb. Es ist die Lieblingsfarbe meiner Mutter. Macht gute Laune.«

Ich beschloss, die farblichen Vorgaben der Satzung nicht zu erwähnen, sondern erzählte stattdessen, dass Robin Tischler von Beruf war und ich ihm deshalb gern den Ausbau des Dachbodens überließ, wobei ich die Unterhaltung vorsichtig in

Richtung Anrainerversammlung lenkte und jede Gesprächspause sofort mit einer Frage füllte. Stammte sie aus Pennsylvania, oder war sie zugezogen? Wie waren sie an das Grundstück gekommen? Ließ die Arbeit ihres Mannes ihm genug Zeit, um mit seinen Jungs etwas zu unternehmen? Ich erfuhr von Lukes Wutausbrüchen, wenn er telefonierte, und von Tanners durchgeknalltem Geschäftspartner. Es ist üblich, dass derjenige, der zuhört, den Erzählenden ansieht, wohingegen der Sprechende anderswohin sieht. Dieser Usus erlaubte mir, ihr reizendes Tierkindgesichtchen zu betrachten, das für eine alte Vogelscheuche wie mich überaus faszinierend war. Die feine Haut ihrer Lippen, während sie in den höchsten Tönen der Belustigung von den Marotten ihrer Sprösslinge berichtete, so als wäre die Mutterschaft ein rasend komischer Zufall, der sie ereilt hatte, während sie gerade einmal kurz mit den Gedanken woanders gewesen war. Dasselbe könnte ich auch von mir behaupten, wenn auch zweifellos aus anderen Gründen.

Norma hielt inne und blickte stirnrunzelnd in die Sonne. Konnte jemand tatsächlich so heiter sein, sich so im Griff haben? Sie zog ihren Pferdeschwanz auseinander, um das Gummi fester zu machen, wobei ihre Hand kurz über den gekräuselten Härchen auf ihrem Oberkopf verharrte. Ich sehnte mich nach der entspannten Gesellschaft anderer Frauen. Die Brise hatte ein paar Wolken herangeweht. Die Wasseroberfläche schimmerte wie nasser Stein. Goldenes Licht fiel zwischen die Schatten der tief hängenden Äste direkt am Ufer, die die Reflexion durchbrachen.

»Ist Ihnen schon mal aufgefallen, dass es in einem See drei verschiedene Welten gibt?«, fragte ich. »Zum einen ist da die Beschaffenheit des Wassers, wo es sich mit der Luft verbindet. Dann gibt es die Unterwasserwelt aus Schlamm, Binsen und Steinen. Und dann noch die Spiegelung an der Oberfläche.«

Wenn Norma hier leben wollte, sollte sie am besten gleich über die Eigenschaften größerer Gewässer Bescheid wissen.

»Aha.«

»Der Trick ist, alle drei Welten gleichzeitig vor Augen zu haben.« Ich fing ihren Blick auf und lächelte, wobei mir bewusst war, dass mein Lächeln neuerdings ein wenig seltsam aussieht. Mein Mund ist im Verhältnis zum Rest meines Gesichts zu breit. Wann immer ich einen Blick auf mein Spiegelbild erhasche, finde ich, dass ich wie eines dieser gehäuteten Modelle aussehe, die man Studenten für ihre Anatomiekurse bereitstellt.

Sie nickte nur und schob ihre Hand unter die meine, was mich zusammenzucken ließ. Manche Frauen haben eine Art an sich, andere mit fast kindlicher Unbedarftheit einfach anzufassen. Was um alles in der Welt tat sie da? Wie viel wusste sie?

»Wie elegant«, bemerkte sie, womit sie meinte, dass ich eigentlich nicht wie eine Frau aussah, die sich die Nägel lackierte. Diese Woche waren sie lila, mit weißen Diagonalstreifen. Ich riss meine Hand weg. Berührungen wie diese brachten mich komplett aus dem Konzept. Sie gaben mir das Gefühl, als könnte ich das Gewicht des Sees spüren, durch meine Schuhsohlen hindurch, als wollte er mich zwingen hierzubleiben. Genau hier. Sonst nirgendwo.

»Ich tue es für Maddy«, erklärte ich.

Norma wandte den Kopf, sah mich an. »Wer ist Maddy?«

MADDY

1

Nur mal angenommen. Gehen wir einfach mal davon aus, es sei richtig. Wie würde es dann funktionieren? 107 Milliarden Individuen, zurückgerechnet bis zu den Höhlenmenschen – auf manchen Webseiten ist auch von 108 Milliarden die Rede –, und jeder Einzelne soll immer noch wissen, wer er ist? Ich lag auf der Seite und streichelte Cloud. So kann ich am besten denken. Es steht mir frei, was ich denke. Ich kann mich sogar gedanklich in Gefilde wagen, die für jemanden mit einer Mutter wie der meinen absolut tabu sind. Unter meinen Fingern wölbte sich der kleine, runde Schädel meines Kätzchens, ich spürte die Knubbel ihres Rückgrats. Sie sind so winzig. So als könnten sie jederzeit brechen. Sie streckte sich, öffnete ihr Mäulchen, schloss es wieder. »Sogar die Höhlenmenschen?«, flüsterte ich ihr ins Ohr, bis sie mich mit ihrer Zunge ableckte, die an den Außenkanten weich und in der Mitte rau und kratzig ist. Na ja, vielleicht ist es dort aber auch gar nicht wie hier, sondern man muss sich das Ganze als riesigen Komposthaufen vorstellen, mit dem man verschmelzen oder aus dem man sich herauslösen kann, frei nach dem Motto: Sei du selbst, wenn du gerade Lust dazu hast, oder einfach Teil der großen Suppe.

Beim Anziehen fühlte ich mich zwar nicht gerade, als könnte ich Bäume ausreißen, aber immerhin halbwegs okay. Ich schminkte mich, legte meine Traumfängerohrringe mit den kleinen Federn an, dann erklärte ich Mom, ich würde heute in meinem Zimmer bleiben, wobei ich die Tür bewusst

mindestens dreißig Zentimeter weit aufhielt. Sie hatte nichts dagegen. Sie musste ohnehin einen Artikel schreiben. Trotzdem stand sie da, schien etwas zu brauchen.

Ihr Haar, das sie nach meiner ersten Chemo aus Solidarität abrasiert hat, ist mittlerweile nachgewachsen. Es bringt ja nichts, wenn wir beide *ad infinitum* eine Glatze haben. Inzwischen trägt sie eine Kurzhaarfrisur, die ihr trotz der vereinzelten silbrigen Strähnen gut steht. Sie findet es unfair, dass Grandma trotz ihres Alters so gut wie kein graues Haar hat, genauso wenig wie Onkel Chris. Wie Gene sich zu einem Menschen zusammenfinden, ist absolut willkürlich. Darüber denke ich in letzter Zeit intensiv nach.

Sie legte mir den Handrücken zuerst auf die Stirn, dann auf meine Wange. Ich ließ sie eintreten und gestattete ihr, mich in die Arme zu nehmen und mein neues Körperspray mit Orangenblütenduft zu schnuppern, das Fiona mir geschenkt hat. Meine Mutter steht darauf, an mir zu riechen, früher an meinen Haaren, jetzt an meinem Hals oder an irgendeiner anderen Stelle. Sie behauptet, es finge damit an, dass man als Mutter am Köpfchen seines Babys schnuppern und nicht mehr damit aufhören würde. Ich finde es ziemlich eklig, aber irgendwie auch rührend, deshalb lasse ich sie. Würde sie auf einmal damit aufhören, wäre ich womöglich sogar gekränkt.

»Ist die Katze bei dir?«, fragte meine Mutter. Sie will, dass ich immer Gesellschaft habe, weil sie schließlich nicht rund um die Uhr bei mir sein kann, obwohl sie genau das anfangs versucht hat.

»Ja, sie ist hier, Mom. Wie immer.« Sie hat mir Cloud während meiner letzten Chemo geschenkt. Ragdolls sind die wunderbarsten Katzen auf der ganzen Welt – blaue Augen, weißes Fell, eine flache, fast mopsartige Nase und den tollsten Charakter, den man sich nur vorstellen kann. Ragdolls würden alles

für einen tun. Cloud bleibt den ganzen Tag bei mir, selbst wenn ich mich übergebe oder auf den Boden lege, um mal etwas anderes zu spüren als mein Bett. Sie schläft auf der Fleecedecke, die ich gekauft habe, weil sie dieselbe Farbe wie der Himmel hat. Wann immer ich sie hochhebe, macht sie sich ganz schlaff, als hätte ihr jemand sämtliche Knochen herausgenommen, was zeigt, dass die Ragdoll in ihr allmählich zutage tritt.

Als meine Mutter weg war, legte ich mir Cloud auf den Bauch und versuchte, *Wer die Nachtigall stört* zu lesen. Sie zwingen mich immer noch, den Lehrplan der zehnten Klasse durchzuackern. Hätte ich einen Vater, würde ich mir wünschen, er wäre wie Atticus – ein Mann, der stets das Richtige tut, auch wenn er einen hohen Preis dafür zahlen muss, was beinahe auch passiert, nämlich mit dem Leben seiner Kinder. Das weiß ich, weil ich schon bis zum Ende vorgeblättert habe. Das mache ich neuerdings immer so. Scout und Jem kommen mit dem Leben davon, allerdings erleidet Jem einen doppelten Armbruch, was ihm aber egal ist, solange er nur weiter Football spielen kann. Nachdem er einen Gips bekam, setzte Atticus sich mit seiner Brille in der Hand an seine Bettkante und harrete dort aus, bis Jem am nächsten Morgen aufwachte. Es geht mir immer ganz besonders nahe, wenn Atticus seine Brille abnimmt und sich die Augen reibt.

Nachdem ich ein paar Tränen wegen Atticus vergossen hatte, fiel es mir schwer, mich auf die Szene im Gerichtssaal zu konzentrieren, worum es in meinem Referat wahrscheinlich gehen wird. Bei einigen Worten wurde mir regelrecht übel. »Mausen«, zum Beispiel. Oder »bocken«. Der Satz »Und da hab ich den schwarzen Nigger auf meiner Mayella bocken sehen« wollte mir nicht mehr aus dem Sinn gehen. Der Angeklagte, Tom, ist ein so höflicher, sanftmütiger Mensch, der zu einer solchen Kaltblütigkeit niemals imstande wäre.

Ich schrieb Fiona eine Nachricht. *War bei Sam Morse. Das Croissant landet gleich.* Sie würde wissen, was damit gemeint war. Obwohl sie jetzt im Unterricht war, ließ ich mein Handy neben mir liegen. Ich sah auf die Uhr. Die vierte Stunde fing gerade an. Wenn sie danach gleich mittagessen ging, würde sie in einer Dreiviertelstunde ihre Nachrichten checken. Ich hatte die Unterrichtszeiten immer noch genau im Kopf. Fiona und Vicky kamen alle paar Tage vorbei, um mir Chicken Nuggets zu bringen, falls ich gerade essen konnte, und um mich mit dem neuesten Klatsch zu versorgen. Allerdings muss ich zugeben, dass die Schule sich nach fünf Monate des Fehlens allmählich wie ein außerirdisches Phänomen anfühlt. Eine Einrichtung, die ich zwar in- und auswendig kenne, aber nie wieder werde besuchen können.

Ich blätterte weiter zu der Stelle, wo Scout verhindert, dass Tom in ein anderes Gefängnis verlegt wird. Weil sie noch ein kleines Mädchen war und den Rädelsführer in die Zange nahm, schämte er sich in Grund und Boden und zog gemeinsam mit seinen Lynch-Gesellen unverrichteter Dinge ab. Atticus hatte bestimmt über den Mut seiner Tochter gelächelt und rieb sich wahrscheinlich an dem Abend nach dem Nachhausekommen mehr als einmal die Augen. Aber wenn Sie mich fragen, hat das mit Mut nicht wirklich viel zu tun, zumal Scout ja nicht verstanden hat, was vor sich ging, und gar nicht wusste, in welcher Gefahr sie schwebte. Ich wäre auch gern so unschuldig.

Wie kann ein Lebewesen so sanftmütig sein? So süß? Wieso macht es einen so traurig, wenn kleine Katzen einen anblinzeln, sobald man sie streichelt? Als wollten sie sich dafür bedanken, dass man ihnen alles gibt, was sie sich je gewünscht haben?

Ich glaube nicht, dass Scout sich noch an ihre Mutter erinnern konnte. Atticus war die einzige Bezugsperson, die sie je

hatte. Allerdings mit dem Unterschied, dass ihre Mutter sich nicht entschieden hatte, sie zu verlassen, sondern stattdessen auf tragische Weise gestorben war, so wie es bei den Leuten in dieser Zeit nun einmal passierte, und Scout hatte keinerlei Anlass, sich wegen irgendetwas zu schämen. Hätte ihre Mutter die Wahl, wäre sie bei ihr. Und es gibt auch keinen Grund, ihrem Vater böse zu sein. Bestimmt waren die beiden bei ihrer Heirat fest entschlossen gewesen, bis an ihr Lebensende zusammenzubleiben. Keiner von ihnen ist abgehauen, und keiner war gezwungen, sich mit der übrig gebliebenen Halbfamilie zu arrangieren, zu deren Zerfall sie es durch ihre Nachlässigkeit hatten kommen lassen. Es mag unfair sein, aber ich wollte meine Mutter immer fragen, ob sie es denn genossen hat, einen Vater zu haben, als sie noch ein Mädchen war. Und ob sie sich nicht vorstellen könnte, dass ich auch gern einen gehabt hätte.

Ich lächelte zur Zimmerdecke hinauf. Einmal habe ich eine Dose Croissantteig in mein Zimmer geschmuggelt und erst dann gemerkt, dass man sie ja vorher backen musste. Ach nein. Um die Dose aufzubekommen, drosch ich damit so fest auf meine Frisierkommode ein, dass die Teigfetzen durch die Gegend flogen und prompt einen Fettfleck an der Decke hinterließen. Mom lachte nur – in solchen Situationen ist sie wirklich cool. Der Fleck blieb all die Jahre, weil Inneneinrichtung nicht so unser Ding ist. So sind wir eben. Und Mom hat immer eine Menge zu tun, vor allem seit Robin bei uns wohnt. Aber neulich hat sie tatsächlich neue Vorhänge für mein Zimmer aus dem Stoff mit den aufgedruckten Noten genäht. Es ist ein Dauer-Joke zwischen Fiona, Vicky und mir, weil der Fleck genau die Form eines Sie-wissen-schon-was hat, was ich damals natürlich noch nicht wusste. Ich meine, wie naiv kann man mit acht sein? Wann immer sie mich besuchen kommen, lachen

wir uns über den Pillsbury-Penis schlapp. Vicky, die inzwischen bestimmt schon einige in natura zu Gesicht bekommen hat, lacht am allerlautesten ... dieses raue schallende Gelächter, das ich so gern mag.

Eine Frage beschäftigt mich besonders: Ist es möglich, dort neue Freunde zu finden? Oder bleibt es bei denen, die man schon hat? Das würde die Zahl meiner Freundschaften zugegebenermaßen erheblich minimieren. Redet dort jemand? Durchaus möglich, dass Reden sowieso absolut irrelevant ist, wenn man erst einmal dort ist. Aber wenn ich mich beispielsweise mit einem Höhlenmädchen anfreunde, könnte ich ja ihr Fell streicheln, und sie könnte mir das Haar bürsten, so wie Suzy es tut, wenn ich zum Babysitten rübergehe.

Vergangenheitsform. Gebürstet *hat*.

Ich räzelte die Stirn, als mir dämmerte, dass ich immer davon ausgegangen war, meine Haare würden wieder nachwachsen. Ein Detail, so eigennützig wie eine Schutzbehauptung, und vermutlich nicht das Einzige. Aber pfeif auf Haare! Was, wenn man nicht mal genau sagen kann, wo die Grenze zwischen Menschen und anderen Lebewesen ist? Und wenn man die Höhlenmenschen nicht dazurechnet, warum nicht? Sie hatten doch auch schon funktionierende Gehirne. Wo zieht man die Grenze? Bei Affen? Kaninchen? Wo? Je länger ich an die Decke starrte und grübelte, umso unvorstellbarer wurde das Szenario – vielleicht ging es sogar so weit, dass wir erst dann merkten, was los war, wenn es so weit war. Okay, Mom: Du hast gewonnen. Bist du jetzt zufrieden? Das war der Punkt, an dem mich dieses Gefühl überkam, das mir die Luft abschnürte: Irgendwo eingesperrt zu sein, wo keiner herein- oder herauskam. Wie das wohl wäre?

»Wie *überhaupt* nichts. Mit nichts vergleichbar«, sagte ich im selben verächtlichen Tonfall, den Jim Lockwood immer

anschlägt, wenn Billy Quinn irgendetwas Putziges, aber komplett Schwachsinniges von sich gibt. Nichts wäre jemals wieder *wie irgendetwas*. Zumindest nicht für mich.

Ich sprang so abrupt auf, dass ich mir prompt das Schienbein am Bettgestell stieß. Cloud sprang auf den Boden. Wahrscheinlich hatte sie sich erschrocken und war beleidigt, verfiel aber sofort in ihre typische Ragdoll-Haltung, als ich sie zurück aufs Bett hob, und verzieh mir. Durchs Fenster beobachtete ich, wie Robin in seinen VW stieg und im Rückspiegel eine Grimasse wie ein Schimpanse zog, um seine Zähne zu überprüfen. Es ist interessant, dass er eitler als Mom ist, die zu den uneitelsten Menschen gehört, die ich kenne. Immer wieder erwische ich ihn, wie er vor dem Dielenspiegel steht und das Gesicht verzieht. Wenn er mich sieht, lacht er und ruft: »He, hat man in diesem Haus nicht mal eine Minute für sich allein?« Ich will ja nicht gemein sein, aber vielleicht macht er das, weil er in Wahrheit eher unscheinbar aussieht und nicht sonderlich groß ist. Jeder sieht auf den ersten Blick, dass er nicht mein Vater sein kann. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich kann Robin gut leiden und bin froh, dass er und meine Mutter sich gefunden haben, vor allem jetzt. An der Stelle, wo er seinen Wagen in der Einfahrt parkte, spross verdorrtes Gras aus den Ritzen zwischen den Platten.

Ich trat zu meiner Kommode und nahm meine Sachen in Augenschein – das Bettelarmband, das Grandma mir geschenkt hat, als ich zehn war. Die Minischeren gefallen mir besonders gut. Damit kann man sogar schneiden. Das Foto von mir und Mom in Cape Cod. Sie trägt einen schwarzen Badeanzug und hält den kahlköpfigen Zwerg an beiden Händen, der zappelt und schreit, weil die Wellen gegen seine Füße schwappen. Ist das nicht verrückt? Ich weiß, dass ich dieser Zwerg bin, kann es aber nicht glauben ... im Sinne von *sicher wissen*, so wie

ich sicher weiß, dass ich hier vor meiner Frisierkommode stehe und den silbernen Bilderrahmen in der Hand halte, oder dass meine Nägel halb lila, halb rosa lackiert sind. Das habe ich gestern Abend vor dem Schlafengehen gemacht. Ich bin absolut, zu hundert Prozent sicher, dass ich in meinem Zimmer stehe, meine Nägel betrachte und sie halb lila, halb rosa mit schwarzen Punkten auf der rosa Seite sind. Wohingegen das kleine Mädchen auf dem Foto ein x-beliebiges niedliches Kleinkind sein könnte.

Wer hätte geahnt, dass die Kopfhaut unter dem Haar so glänzt? Und dass ich meine eines Tages zu sehen bekäme?

Ich tippte gegen die Ohrringe, sodass die Federn zitterten.

Vicky hatte so was von recht, mich zu diesem Fotografen in Georgetown zu schleppen. Es muss ihre Mutter ein Vermögen gekostet haben, auch wenn sie das Gegenteil behauptet. *Sie sind echt der Hammer, Mrs. Mancini!* Früher habe ich immer über Ihre Klamotten abgelästert, aber ich nehme alles zurück. Die rauchigen Schwarz-Weiß-Fotos, auf denen ich wie ein Stummfilmstar aussehe, habe ich auf Facebook eingestellt. Eine Nylonperücke zu tragen, kommt absolut nicht infrage für mich, allerdings setze ich Mützen auf, wenn ich das Haus verlasse.

Zum Beispiel, als ich bei Sam war.

¡Que bonito, el beret!

Kinn runter. Zwinkern. Da ist sie, das Zigeunermädchen, das gerne mal eine Weile im Zelt abhängt, gemeinsam mit anderen, ähnlich exotischen Geschöpfen.

¡Ojos magníficos!

Die Pistolen-Geste machen. Ihm dieses gewisse Lächeln schenken. Heutzutage muss ein Anmachlächeln konzeptionell sein. Genauso wie Küsse. Dann noch ein langsames, das nicht nur ihm, sondern all den anderen Jungs gilt, die inzwischen aufgesprungen sind und johlen, und vor allem für den

einen, der ganz hinten steht. Hände in die Luft und zweimal mit den Fingern schnalzen. *Olé*, ihr Schwachmaten! Flamenco-*Señoritas* sind die Königinnen. Diese klein gewachsenen Männer, die mit den Füßen aufstampfen, mögen vielleicht zur Performance dazugehören, aber seien wir mal ehrlich – sie sind doch ein bisschen lächerlich. Aber egal, hier kommt meine Herkunft durch, und keiner kann seine Abstammung verleugnen.

Immer wieder wandert meine Hand ganz automatisch zu meinem Kopf, und es ist jedes Mal wieder ein Schock, so als würde ich nach meinem Kätzchen tasten und stattdessen ein Reptil berühren. Alle sagen, die Glatze stünde mir fantastisch und mein Schädel hätte die perfekte Form dafür. Nicht jeder kann das von sich behaupten. Meine Mutter musste beispielsweise feststellen, dass sie nicht zu den Glücklichen gehörte, als sie sich in einem Akt der Solidarität nach meiner ersten Chemo die Haare abrasiert hat. Vielmehr sah sie wie einer dieser Roswell-Aliens aus: ein Kopf wie eine Zwiebel und viel zu große Augen (ich glaube ja, das waren in Wahrheit Crashtest-Dummys). Ich sage das nur, weil Mom es selbst zugegeben und mir pausenlos vorgeschwärmt hat, wie toll ich im Vergleich zu ihr aussehe.

Ich glaube ja, Mütter machen sich nichts daraus, wenn ihre Töchter hübscher sind als sie. Vielleicht entwickeln sie sogar spezielle Hormone, die dazu führen, dass sie es sich wünschen. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, ist das vielleicht der Grund, weshalb meine Mutter nur bequeme Gesundheitsschuhe und die Blusen über der Hose trägt. Zumindest könnte es ein Grund dafür sein. Der andere ist, dass sie tatsächlich ein Mensch ist, den es nicht kümmert, was andere von ihr denken. Biologie ist eine tolle Sache. Dank dieser Mutter-Hormone kann man nicht nur Individuum oder sogar Feministin sein, sondern hat sogar noch

seinen Spaß daran, nicht besser als die eigene Tochter aussehen zu wollen.

Es klopfte an der Tür.

»Komm rein.« Sie hat die richtigen Ratgeber gelesen und weiß deshalb, dass man ohne explizite Erlaubnis das Zimmer eines Teenagers niemals betreten darf.

»Komm ruhig rein.« Keine Ahnung, was ich ihrer Vorstellung nach hier drinnen treibe. Ich stellte das Foto zurück, weil ich keine Lust auf weitere Diskussionen hatte.

Meine Mutter stand etwas verlegen im Türrahmen. »Ich mache bloß gerade Pause und wollte nach dir sehen.«

Die Stimme kannte ich seit einer gefühlten Ewigkeit – melodios, leicht nasal, sehr warm. *Übrigens brauchst du mir nicht jedes Mal zu erklären, weshalb du an meine Zimmertür klopfst, Mom. Ich weiß es auch so.* Irgendwo habe ich gelesen, dass Babys die Stimme ihrer Mutter noch vor ihrer Geburt erkennen, und auch die ihres Vaters, sofern sie einen haben. Sogar das Bellen eines Hundes. Hat die Familie einen Hund, will das Baby automatisch genau diese Rasse später um sich haben. Was bedeutet, dass eine angeborene Liebe für Golden Retriever in mir schlummerte.

Meine Mutter streckte mir etwas hin – ein spiralgebundenes Notizbuch und eine Schachtel Stifte. »Falls dir langweilig ist«, meinte sie. »Nur für alle Fälle.« Wann immer sie diesen betont beiläufigen Ton anschlägt, weiß ich, dass sie schon tagelang geplant und darüber nachgedacht hat, was sie vorhat. »Zeichnen kann ja unglaublich entspannend sein.«

»Danke, Mom, aber ich bin entspannt. Oder glaubst du, ich bräuchte Entspannung? Wenn du mich fragst, bist eher du diejenige, die sich mal entspannen sollte.« Ich grinste, damit sie es nicht in den falschen Hals bekam. Wie alle Kinder habe auch ich früher gern gezeichnet. Aber im Gegensatz zu den meisten

habe ich bis zum Ende der Mittelschule damit weitergemacht. Mitschüler haben mich sogar beauftragt, Zeichnungen anhand von Fotos anzufertigen, zum Beispiel von ihrem Hund oder ihrer Schwester oder von einer Szene der Simpsons. Auf der Highschool tat ich nur noch, was nötig war, um es mir mit der Gunst unseres Kunstlehrers, Mr. Yam, nicht zu verscherzen. »Außerdem ... was sollte ich schon zeichnen?«

»Ist doch völlig egal«, sagte meine Mutter. »Eine Ecke deines Zimmers. Oder irgendetwas vor dem Fenster. Deine Sachen, die im Schrank hängen. Oder, in deinem Fall, auf dem Boden herumliegen.«

»Ha! Das sagt ja die Richtige!«

»Wenn sie auf dem Boden liegen, sind sie sogar noch interessanter zu zeichnen.«

Ich nahm ihr das Skizzenbuch und die Stifte aus der Hand und legte beides zur Seite. Trotzdem machte sie keine Anstalten, mein Zimmer zu verlassen. »Geht's dir gut, Maddy? Brauchst du etwas? Du musst es nur sagen.«

»Es geht mir gut. Wie findest du meine Nägel?« Ich streckte ihr beide Hände hin.

»Die Farben sind toll!«, sagte sie, ohne zu zögern. »Und die Punkte ... wirklich niedlich.«

Ich sah ihr an, dass sie heute keinen besonders guten Tag hatte.

»Darf ich dir die Nägel machen, Mom?« Aus dem Augenzwinkel sah ich im Spiegel, wie sich mein Mund bewegte, als hätte er plötzlich ein Eigenleben entwickelt. »Bittebittebitte ...«

Ich verfiel in meine Tweetie-Stimme, garniert mit einem Augenzwinkern, wohl wissend, dass meine Mutter zwar total auf meinen Tweetie-Tonfall abfuhr, aber trotzdem Nein sagen würde. Wie immer. Sie benutzt nicht mal einen Hauch Lippenstift.

»Ich will dir ja nicht zu nahe treten, Mom, aber so wie du im Moment aussiehst, würde ein bisschen Farbe auf den Nägeln einiges bewirken.« Sie musste lachen, daher traute ich mich, ihr mit dem Finger zu drohen. »Du solltest auf die jüngere Generation hören. Wir zeigen dir, wo's langgeht.«

Seit ich krank bin, macht meine Mutter regelmäßig ein Gesicht, als sei sie gezwungen, in zu grelles Licht zu blicken. Ich hätte es wissen müssen. Wenn ich sie aufziehe, findet sie das süß, und süß ist gleichbedeutend mit traurig, und Traurigkeit beschwört unweigerlich dieses Gesicht herauf, wofür ich heute so gar nicht in Stimmung war.

»Mir ist klar, dass ich dir all das antue, Mom. Glaubst du vielleicht, ich mache das gern?« Da. Ich hatte es ausgesprochen, wenn auch nicht unbedingt im richtigen Ton.

Wir starrten einander an.

Ich könnte genauso gut sagen: »Ich bin doch das Kind hier.«

Oder: »Du bist diejenige, die mich geschaffen hat!« Aber das wäre gemein, weil sie genauso wenig Schuld trifft wie mich. Das sagt Grandpa auch die ganze Zeit.

Meine Mutter lächelte und runzelte zugleich die Stirn, als hätte ihr jemand einen echt miesen Witz erzählt. »Natürlich nicht!«, sagte sie. »Niemand will das. Wir haben nicht darum gebeten, aber wir müssen da nun mal durch. Wir schaffen das, Maddy. Wir alle zusammen.«

Daumen hoch, Mom. Du bist echt toll, ein echter Star. Aufrichtig-mütterlich, damit kann ich umgehen. Wann immer ich schwanke, ist sie stark. Am Ende schafft sie es immer wieder, mich aufzurichten. *Eres una estrella!* Ehrlich gesagt, fand ich die Art, wie sie mit mir umging, so hitverdächtig, dass wir womöglich gleich beide in Tränen ausbrechen würden, wenn wir nicht aufpassten. Aber ich war halbwegs zuversichtlich, dass wir mit Würde wieder aus der Nummer herauskämen.

»Danke«, murmelte ich. »Mama Mia.« Sie mag es, wenn ich sie so nenne. Ich tätschelte ihr den Rücken, wie ich es mir bei ihr abgeschaut hatte. Knochiges Rückgrat, scharfkantige Schulterblätter. Wir sollten dringend beide ein bisschen zulegen.

»Und, ja. Bitte«, sagte sie und löste sich. »Du darfst mir gern die Nägel machen. Und Make-up auch. Das ganze Programm.«

Gut, dass sie meine Gedanken nicht lesen kann. Was passiert nach dem Tod? Ich bin das Kind hier! Du bist diejenige, die mich gemacht hat! Wenn Kinder sich so gegen einen wandten, verzichtete ich lieber darauf, selbst Mutter zu werden. Aber wenn ich welche hätte, dann bekäme ich die Hormone gleich mitgeliefert, und dann wäre ich wie meine Mutter.

2

Sam Morse war erst vor Kurzem seine Zahnspange losgeworden, und seine Zähne sahen blitzblank, geradezu unbenutzt aus, als probiere er sie das allererste Mal aus. Ich bin eins fünfundsiebzig und damit eines der größten Mädchen in der Zehnten, doch er überragte mich um mindestens fünf Zentimeter. Seine Pickel beschränkten sich auf den Bereich um die Nase herum, und wegen seiner hohen Wangenknochen waren seine Augen leicht nach oben gedrückt, sodass es aussah, als würde er ständig lachen, obwohl er das gar nicht tat. Er war nervös, hatte die Hände tief in den Hosentaschen vergraben. Wir standen beide wie hypnotisiert da. Seit der sechsten Klasse hatte ich nur noch selten Kontakt mit Sam. Er war immer so schüchtern gewesen. Wir, Fiona, Vicky und ich, hatten ihn zwar nie schlecht behandelt, fanden ihn aber schlicht nicht sonderlich aufregend, deshalb vergaßen wir manchmal, dass er überhaupt da war. Doch nun stand ich mit meiner Baskenmütze auf seiner Veranda und starrte auf seine Zähne. Mir war hundeelend. Hätte ich doch bloß Haare!

Es gibt da etwas, das ich in Situationen wie dieser immer tue, schon seit ich klein war: Ich stelle mir vor, ich würde mich in eine dicke Decke oder einen Mantel hüllen, die alles rings um mich herum dämpfen. Dann male ich mir aus, jemand blicke wohlwollend auf mich herab, jemand, der gar nicht da ist und es streng genommen auch nie war, aber deswegen in meiner Fantasie umso realer ist. Und auf einmal kann ich

schwierige Aufgaben lösen, kann Dinge tun, die ich mir sonst nicht zugetraut hätte.

Ich starrte Sam aus meinem unsichtbaren Umhang heraus an. »Ich bin wegen der Kampagne hier.«

»Weiß ich.«

»Das war die Idee von Miss Sedge.«

»Weiß ich.«

Er schlurfte mit schlenkernden Armen in seinen Sneakers vor mir die Treppe hinauf und drehte sich auf der obersten Stufe um.

»Willst du eine Coke? Sprite? Oder einen Preiselbeersaft?« Ich zögerte. »Wodka Tonic?«, fragte er und präsentierte seine nagelneuen Zähne mit einem Lächeln.

»Eine Sprite, bitte.« Ich tat so, als würde ich mich umsehen. »Schönes Haus«, sagte ich, obwohl ich Häuser mit unterschiedlichen Wohnebenen eigentlich nicht leiden kann. Sie erinnern mich immer an Puppenhäuser, denen die gesamte Vorderfront fehlt, sodass jeder reingucken kann.

»Gehört meinem Dad. Er ist bei der Arbeit.«

»Da hast du es ja gut erwischt.« Ich hatte Sams Vater einmal kennengelernt, als die ganze Familie noch in einem anderen Haus gewohnt hatte. Vor der Scheidung. Groß, gesprächig und nett, das ist das Einzige, woran ich mich erinnere.

Sam trat zum Kühlschrank, während ich mich an die Frühstückstheke setzte. Auf dem Tresen stand ein Laptop, auf dem eine Webseite geöffnet war: *Tar Sands Action FAQ*, daneben lagen ein Bücherstapel und eine DVD. Bedeutete das, dass er mich so schnell wie möglich abfertigen und dann loswerden wollte?

Das Haus von Sams Dad war eines dieser aufgestockten Wohnhäuser, bei denen vom ursprünglichen Gebäude praktisch nichts mehr zu erkennen war, und die Küche hatte noch

nicht mal eine Tür. Jeder konnte uns von der Treppe oder durch die großen, ein halbes Stockwerk tiefer angesetzten Fenster sehen. Mein Blick schweifte ununterbrochen umher in der Erwartung, dass jeden Moment eine ältere Ausgabe von Sam zur Tür hereingestürmt kam, um zu sehen, was sein Sprössling da trieb.

Sam stand mit gesenktem Kopf in der Ecke. Sein glänzender Haarschopf war so dicht, dass er bequem für uns beide gereicht hätte. Seine Hagerkeit und die lose auf den Hüften sitzenden Jeans legten den Verdacht nahe, dass er ein bisschen zu schnell in die Höhe geschossen war.

In der Vierten hatte er mich häufiger zu Hause besucht. Dann hatten wir Fotos von Sternkonstellationen aus der *National Geographic* ausgeschnitten und Löcher in die Seiten gemacht, um Leuchtkastenplanetarien daraus zu basteln. Damals war er noch ein sichelfüßiges Jüngelchen mit raspelkurzem Haar gewesen. Wir waren mit den Rädern zum neu erschlossenen Bauabschnitt am Sligo Creek gefahren; der Fluss war trockengelegt worden, damit dort Häuser gebaut werden konnten, doch das Wasser drückte trotzdem aus den Gräben. Wir kehrten mit Gläsern voller Kaulquappen nach Hause zurück. Einigen wuchsen sogar schwarze Beinchen, aber bis zum Frosch schaffte es keine. Sam meinte, sie könnten sich nicht richtig entwickeln, weil wir sie aus ihrem natürlichen Lebensraum herausgerissen hätten. Ich erwiderte, ich könnte mir nicht vorstellen, dass eine stinkende Pfütze auf einer Baustelle ein sonderlich natürlicher Lebensraum sei, woraufhin Sam argumentierte, es sei jedenfalls natürlicher als ein Plastikeimer.

Obwohl er mir den Rücken zukehrte, wusste ich, dass er die Stirn runzelte. In der Vierten hatte ich sein Dauerstirnrunzeln immer sehr gemocht, weil ich dachte, es bedeute, dass er etwas von mir brauchte.

Das Zischen eines Getränkedosenverschlusses.

Noch nicht umdrehen ...

Noch ein Zischen.

Ich nahm meine Baskenmütze ab. Als Sam sich, ein Glas in jeder Hand, zu mir umdrehte, saß ich da, meine Glatze unübersehbar.

Bei meinem Anblick können sich die Leute ein Blinzeln nicht verkneifen, so wie wenn man ihnen ein Kissen ins Gesicht wirft. Deshalb war ich auf seine geschockte Miene vorbereitet. Ich hatte vorgehabt, eine gewisse Befriedigung daraus zu ziehen. Womit ich nicht gerechnet hatte, war der neutral-sachliche Ausdruck, der sofort danach folgte und der sagte: *Das ist ja mal interessant*. Aber auch: *Es ist, wie es ist*. Und: *Ist doch alles halb so wild*. Vielleicht sehen so Leute mit einem Hang zu Naturwissenschaften drein. Miss Sedges Miene ist ganz ähnlich, das ist mir aufgefallen. Wenn man davon ausgeht, dass alles, was man sieht, mehr oder weniger natürlich und normal ist, gibt es keine großen Überraschungen mehr, ganz egal, was man vor der Nase hat. Auf Sams Miene zeichnete sich noch etwas anderes ab: Wie bei einem kleinen Kind, wenn es etwas Ungewöhnlichem gegenübersteht, das zwar durchaus seine Neugier weckt, es dann aber auch bald rausgehen und spielen will.

»Ein Bier?« Er hielt mir eine Flasche hin, sichtlich stolz, dass er mir ungefragt etwas Stärkeres präsentieren konnte.

»Klar.« Schweigend hockten wir da und nippten an unseren Getränken. Ich kann Bier nicht ausstehen.

Es war an mir, das Wort zu ergreifen. »Miss Sedge unterrichtet mich zu Hause. Selbst zwischen den Chemos bringt es nichts, wenn ich zur Schule ginge.« Er nickte. »Ich bin viel zu müde und könnte mir etwas einfangen.« Wieder nickte er. »Wahrscheinlich sollte ich nicht mal hier sein.« Noch ein Nicken. Gepaart mit einem leicht alarmierten Blick. »Außerdem

warte ich gerade darauf, dass der nächste Chemozyklus anfängt, und dann werde ich sowieso nicht lernen oder irgendetwas anderes machen können.« Ich strapazierte Sams Nickbereitschaft ganz gehörig.

»Willst du drüber reden?«, fragte er. »Oder lieber nicht? Ist schon okay, wenn du nicht willst.«

»Manchmal ja«, antwortete ich. »Manchmal nein.«

»Und wie soll ich dann wissen, was du gerade willst?«

»Ich poste es auf Facebook. ›Ich würde jetzt gern über meinen Krebs sprechen. Bitte Termin vereinbaren.«

Es gefiel mir, wie er die Augen zusammenkniff, wenn er lachte, und dass er gefragt hatte, als wäre es meine Entscheidung. Als könnte ich das rein theoretisch jederzeit tun. Als gäbe es massenhaft Gelegenheiten dazu. Vermutlich würden wir uns ja häufiger sehen, wenn wir zusammen an der Kampagne arbeiteten.

»Sie kann echt witzig sein«, meinte er nach einem Moment.

»Wer?«

»Miss Sedge.«

»Ach so. Ja. Manchmal sogar mit Absicht. Außerdem ist sie nicht nachtragend, weil sie nie ein Wort über den ganzen Unsinn verliert, den wir mit ihr gemacht haben. Als Vicky und ich in der Neunten angefangen haben, ständig abwechselnd zu husten. Oder die Karikaturen von ihr, die wir an die Tafel gemalt haben. Einmal hat sie uns vor der Bibliothek erwischt, als wir gerade ihr Hinken nachgeäfft haben.« Im ersten Moment hatte sie wie ein Hundewelppe ausgesehen, dessen Herrchen droht, ihm eins mit der Zeitung überzubraten, aber dann hatte sie das typisch finstere Lehrgesicht aufgesetzt und gemeint, wir sollten schleunigst in unsere Klassenzimmer verschwinden, sonst bekämen wir mächtigen Ärger.

Ich denke nicht gerne daran zurück, auch heute nicht. Vor

allem jetzt gerade nicht. Ich griff nach einem der Bücher und las den Titel laut vor. »*Das Leben, wie wir es kennen. Varianten der globalen Katastrophe*. Na ja, das ist immer noch besser als die globale Erderwärmung.« Ich ignorierte die Frage, die Sam mir zu der armen, drangsalierten Miss Sedge stellen wollte. »Am meisten hasse ich diese Wörter. *Erwärmung* ist so ein kuscheliges Wort. Wer würde sie sich nicht wünschen? Die *Keystone Pipeline*. Wie kann etwas, das ›Grundpfeiler‹ heißt, gefährlich sein? Oder *Alberta Sands*. Das hört sich doch nach einem Strandausflug mit deiner Lieblingstante und nicht nach einer Lagerstätte für Öl- oder Teersand an.«

Vielleicht lag es am Bier, aber hier, in Sams Gegenwart und der Luft, die so ungehindert um die kahle Glühbirne meines Schädels herumwehen konnte, wusste ich erst, was über meine Lippen kam, wenn ich die Worte hörte.

»Na ja, vielleicht machen die das ja mit Absicht«, meinte Sam.

»Was?«

»Dass sie so nett klingende Namen benutzen.«

»Das bezweifle ich. Ich meine, Alberta war doch schon vorher da. Ich meine ja nur, dass es nicht gerade hilfreich ist.«

»Stimmt«, sagte Sam. »Das ist Teil der Selbstdarstellungsstrategie. Die Rohstoffindustrie hat es voll drauf.«

»Woher weißt du das alles? Selbstdarstellungsstrategie. Rohstoffindustrie.« Seine Ernsthaftigkeit, die Tatsache, dass er Dinge wusste, von denen ich keine Ahnung hatte, setzten mir ziemlich zu.

»Hauptsächlich von meinem Dad«, gestand er.

»Was ich nicht kapiere, ist, ob denn die Leute, die diese Pipeline bauen, keine Angst um die Erde haben. Schließlich leben sie doch genauso hier wie wir.«

»Das ist eines der größten Mysterien meines Lebens«, sagte

Sam so steif und ernst, dass ich grinsen musste. Als er es mitbekam, begann sein eines Auge zu zucken, und er redete sich so richtig in Fahrt. »Ich meine, dass es die Leute nicht sehr interessiert, was mit der Erde geschieht. Aber vielleicht ertragen sie auch die Wahrheit nicht unbegrenzt. Nein. Ich glaube, in erster Linie geht es ums Geld. Die Konzerne machen Milliardengewinne, wenn die Pipeline gebaut wird. Aber es ist *unsere* Zukunft ...« Er hatte auf sich und mich gezeigt, hielt aber inne, und für den Bruchteil einer Sekunde sah ich den Gedanken dahinter aufblitzen – *Hat sie überhaupt eine?* –, ehe er fortfuhr. »Wenn wir, also du und ich, eine Zukunft haben wollen, müssen wir uns von den fossilen Brennstoffen verabschieden. So einfach ist das.«

Er redete noch weiter, vom Anthropozän, vom Pakt mit dem Teufel und von der Erderwärmung um zwei Grad. Ich sah ihm an, wie sehr er für die Wissenschaft brannte, die Details, die Begriffe. Was er sagte, entsprach den Tatsachen, und ich könnte die Bücher und Artikel lesen, die Miss Sedge mir gegeben hatte, und sogar versuchen, wie sie es ausgedrückt hatte, all das zu einem Teil meines Weltbilds werden zu lassen. Aber Sam irrte sich. Einfach war es überhaupt nicht. Nicht mal ansatzweise.

Tagsüber konnte ich mit ruhiger, entspannter Neugier über Supereruptionen und Methanrülpsen nachdenken, aber gleichzeitig schien etwas in einem anderen Teil meines Gehirns heimlich vor sich hinzugären, weil sich die von den Tatsachen heraufbeschworenen Bilder nachts verflüchtigten, bis ich wie erstarrt im Bett lag, während mein ganzer Körper vor Angst pulsierte. Allerdings konnte ich mir nicht erklären, weshalb es mich so in Aufregung versetzte, es mir vorzustellen. Vor allem die Tsunamis. Die Art, wie sich die Wellen aufbauten, unmerkelt in den Tiefen des Ozeans, wohingegen sich ihre Macht